**Bezugs-Preis**
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

**Redaction und Expedition:**
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

**Filialen:**
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

**Morgen-Ausgabe.**

# Leipziger Tageblatt
und
# Anzeiger.

**Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.**

**Anzeigen-Preis**
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

**Annahmeschluß für Anzeigen:**
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

**№ 6.** **Mittwoch** den 5. Januar 1898. **92. Jahrgang.**

## Deutschland im Jahre 1897.

Das verflossene Jahr war in Deutschland beherrscht von Fragen der auswärtigen Politik und von der Umbildung der Regierung, die sich im Hochsommer vollzog, aber schon vor Beginn des Jahres erwogen worden war. Ein Zusammenhang zwischen den auswärtigen Ereignissen und den Veränderungen innerhalb der „Reichsregierung" dürfte nicht bestanden haben, obwohl ohne Frage die Ersetzung des Freiherrn von Marschall als Staatssecretairs des Auswärtigen Amtes durch den Botschafter am Quirinal von Bülow der wichtigste Personenwechsel gewesen ist. Möglich, ja wahrscheinlich, daß der Freiherr v. Marschall, der erst unter und mit dem „großen Dulder" Caprivi sich mit den auswärtigen Angelegenheiten beschäftigen gelernt hat, im Geiste seines ersten Chefs nach der Ermordung deutscher Missionare in China weniger energische Maßregeln, als die Festsetzung an einem Puncte des Gelben Meeres, lieber gesehen hätte. Aber dieser Wunsch würde keinen Einfluß auf den Gang der Dinge gehabt haben. War Deutschland doch im Frühjahr desselben Jahres, als Freiherr v. Marschall noch sein Amt inne hatte, bei der kretischen Verwickelung in einer Weise in den Vordergrund getreten, die weder seiner Seemacht, noch der Bedeutung seiner Interessen im europäischen Osten zu entsprechen schien. Auch die zum Besseren geänderten deutschen Beziehungen zu Rußland werden nicht auf Rechnung des Personenwechsels zu schreiben sein. Der glänzende Retter im Auswärtigen Amte hatte zwar — und thatsächlich keinem Geringeren als dem Fürsten Bismarck gegenüber — die Theorie von der diplomatischen Verwerflichkeit einer „Vielheit von Verträgen" mit dem ihm zu Gebote stehenden großen dialektischen Geschick vertheidigt, das Erlöschen des „Rückversicherungsvertrages" mit Rußland war aber so wenig auf seine Initiative, wie auf die des Grafen Caprivi zurückzuführen. Immerhin glauben wir, daß, nachdem dem Fürsten Hohenlohe ein geschulter Diplomat in der Person des Herrn v. Bülow zur Seite steht, die Hindernisse für das Gegeben von schweren streitern in der auswärtigen Politik sich verdoppelt haben. Vielleicht kommt auch als weiterer Factor die bittere Erfahrung hinzu. Der von Wilhelm I. und dem Fürsten Bismarck stets festgehaltene Satz, daß zwischen Deutschland und Rußland ein schwacher Interessengegensatz und eine starke Interessengemeinschaft herrsche, hat sich jedenfalls in dem verflossenen Jahre außerordentlich bewährt. Frankreich hat zwar das heiß ersehnte Wort „Verbündeter" von dem Munde des Zaren gehört, aber es hat weniger Aussicht als je, durch sein Verhältniß zu Rußland zum Revanchekriege zu gelangen. Diese sehr erfreuliche Gewißheit beruht freilich zu einem beträchtlichen Theil auf der Thatsache, daß der Schwerpunct der auswärtigen Politik aller lebenskräftigen Großmächte von Europa über das Weltmeer sich verschoben hat. Wir Deutschen sind, von Afrika abgesehen, an den „Expansionsbestrebungen" nicht unmittelbar politisch betheiligt; Land und Leute gedenken wir nirgends zu nehmen und in Afrika wollen wir nichts mehr, als das Erworbene behaupten. Unser Interesse ist ein mittelbares, wirthschaftliches. So angesehen, ist die Besetzung von Kiautschau nur ein geschäftliches Unternehmen, das sensationell zu behandeln man hier zu Lande besser den Engländern überlassen hätte.

Der Umfang der Umbildung der Regierung ist Jedermann gegenwärtig. Es hat ein Wechsel der leitenden Personen in fünf Reichsämtern stattgefunden. Nicht politischen Charakters war der im Reichspostamte, wo für den nach großem Wirken mit Tode abgegangenen Heinrich v. Stephan ein Ersatz zu schaffen war. Einen starken politischen Anstrich gewann hingegen der Rücktritt des Herrn v. Boetticher, der fiel, weil er einer im Reichstage an den allgemeinen Regierungsverhältnissen geübten Kritik nichts entgegenzusetzen für taktisch richtig hielt. Daß im Allgemeinen für die innere Politik den starken Veränderungen große Bedeutung zukomme, ist bisher nicht ersichtlich geworden. Die Genugthuung, die die extremen Agrarier über das Ausscheiden der Herren v. Marschall und v. Boetticher zu äußern nicht müde werden, ist nicht einmal ein untrügliches Zeichen dafür, daß diese Spielart von Politikern an einen Systemwechsel glaubt. Für sie handelt es sich darum, den Anhängern im Lichte von Siegern über mehr oder minder künstlich dem Hasse vieler Landwirthe überantwortete Männer zu erscheinen. Der Graf v. Posadowsky und Herr v. Bülow werden gegen die Natur der Dinge nicht ankämpfen. Und diese verbietet Experimente wie die Verstaatlichung der Getreideeinfuhr und das Spielen mit der Währungsfrage, und sie verlangt gebieterisch, Alles an das Erzielen von Handelsverträgen zu setzen, die dem normalen Bedürfniß unserer hoch entwickelten Industrie und der abnormen gegenwärtigen Lage der Landwirthschaft gerecht werden. Zur Erreichung dieses Zweckes hat die Regierung denn auch schon einen Schritt mit der Bildung des wirthschaftlichen Ausschusses gethan, eines Beirathe, dessen wichtigste Aufgabe es sein wird, die Interessen der verschiedenen Erwerbsgruppen gegeneinander abzuwägen. Eine Einigung wird herbeigeführt werden, weil sie herbeigeführt werden muß. Die agrarischen Demagogen und die freisinnig-socialdemokratischen Freihändler müssen an den Nothwendigkeiten der Allgemeinheit scheitern.

Einstweilen freilich blüht das Geschäft der Hetzapostel noch. Der Antrag Kanitz ist zwar im verflossenen Jahre nicht wieder auf der parlamentarischen Bildfläche erschienen, aber die Agitatoren versuchten ihn und verwandte Abenteuerlichkeiten nach wie vor als in der That „große" Mittel zu gebrauchen, um die Vorstellung von der Regierung, die helfen kann, aber nicht helfen will, in den Landwirthen lebendig zu erhalten. Da haben auch die gegen die vorausgegangenen Jahre besseren Getreidepreise des Jahres 1897, die allerdings auch ein Ende der Agrarkrisis keineswegs anzeigten, nicht viel zu ändern vermocht. Ebensowenig die „kleinen" Mittel, mit denen die deutschen Staaten wahrlich nicht kargten. Die Agitation wurde belebt durch die Aussicht auf die Wahlen, die niemals vorher ihre Schatten so früh vorausgeworfen haben, als diesmal. Die Wahlbewegung ist schon so alt, daß sie bereits ein der Demokratie theueres Grab überflutet: das der Flottenangelegenheit als Wahlparole. Nachwahlen, die zahlreich stattgefunden haben, gaben keinen Anhaltspunct, um den Hauptwahlen das Horoskop zu stellen. Dreierlei aber ergab sich: der Freisinn verrieth seine Schwäche auch dort, wo er siegte, die Feindschaft zwischen Conservativen und Antisemiten erwies sich als unversöhnlich und die Mißstimmung über die Berliner Regierungsverhältnisse zeigte sich, so z. B. bei der Wahl in Wiesbaden, als ein sehr ernstes wahlpolitisches Moment.

Letzteres auch bei den badischen Landtagswahlen, bei denen die reichstreue Mehrheit der zweiten Kammer verloren ging, wie auch vielfach sonst. Die „Reichsverdrossenheit", der Particularismus nährte sich im verflossenen Jahre stärker als jemals von Vorkommnissen, die schwer zu kennzeichnen sind. Nach aber — und auch das hat sich ergeben — sitzt die Neigung, sich gegen das Reich verärgern zu lassen, nirgends tief in der Bevölkerung. So erfuhr das bayerische Kammer-Centrum, das durch eine gehässige Erörterung der letzten Kaisermanöver Stimmung für sich machen zu können glaubte, eine herbe Enttäuschung. Umgekehrt ist die Einführung einer gemeinsamen Cocarde für das deutsche Heer überall jubelnd begrüßt worden als ein herrliches Geschenk der Hundertjahrfeier für Wilhelm I., eines Festes, das im Uebrigen freilich so veranstaltet war, daß es eine neue Quelle erklärlichen Befremdens wurde. Der Mißstimmung diente ganz besonders auch die preußische Vereinsgesetznovelle, die den reactionären Geist der gegenwärtigen preußischen Polizei- wie der Cultusverwaltung athmet. Besser als die preußische Regierung ihr Versprechen wegen der Aufhebung des Verbindungsverbotes für Vereine löste der Bundesrath das über die Reform des Strafverfahrens im Heere gegebene ein.

Mit der Entscheidung über die Marinevorlage bildet die Erledigung dieses Gegenstandes die Aufgabe der nächsten Zukunft, und damit sind wir beim Reichstag angelangt. Er hat im verflossenen Jahre einen Margarinegesetzentwurf der Regierung dermaßen verschlechtert, daß die Unzufriedenheit mit dem zu Stande gebrachten Gesetze auch dessen nützliche Bestimmungen gefährdet. Dafür hat er den vom Bundesrathe einigermaßen brauchbar gemachten Entwurf über die Organisation des Handwerks in seiner verbesserten Gestalt angenommen, sowie ein Auswanderungs- und einige Justizgesetze, die durch das neue Bürgerliche Gesetzbuch nothwendig gemacht worden sind, zu Stande gebracht. Was ihm mißlungen, zählen wir nicht auf, so wenig wir es für nöthig erachten, zu wiederholen, was Jedermann weiß, daß nämlich dieser Reichstag auch im vergangenen Jahre durch Unfleiß vieler Abgeordneten, Unfachlichkeit der Verhandlungen und Duldung von Ehrabschneidereien ein Bild der Kläglichkeit dargeboten hat.

Der wirthschaftlichen Entwickelung ist schon früher Erwähnung geschehen. Es ist nur die Ergänzung nöthig, daß die furchtbaren Ueberschwemmungen des Jahres sowohl in der Volkswirthschaft als in den Finanzen großer Bundesstaaten das im Uebrigen nicht unerfreuliche Bild ungünstig beeinflußt haben und daß eine außerordentlich große Anzahl zum Theil sehr ernster Eisenbahnunfälle, wenn auch in minderem Maße, die gleiche üble Wirkung geübt haben dürfte.

## Deutsches Reich.

C. H. **Berlin**, 4. Januar. Im neuen Jahr soll die socialdemokratische Agitation unter den Eisenbahnarbeitern noch energischer und planmäßiger als im alten betrieben werden; für den Preßfonds werden fleißig Sammlungen veranstaltet, und die Collegen in Halle a. S. und in Berlin haben jüngst Beiträge dafür eingeschickt. Mit welchen ketzerischen Mitteln die Leiter des Verbandes arbeiten, geht wohl am besten aus dem Gruß, den sie ihren Anhängern zum neuen Jahr entbieten, hervor. An Verhetzungen wird das denkbar Größte in diesem „Gruß" geleistet; es heißt in demselben: „In den Häusern der Reichen und der „Vornehmen", der hohen und höheren wohldotirten Staatsbeamten, den Hohenpriestern des jetzt allein mächtigen Gottes Mammon und allen sonstigen Anbetern des goldenen Kalbes herrschte freilich Jubel, Trubel und Ausgelassenheit. In den Hütten der Armen, Geknechteten und Ausgebeuteten hingegen erhellt kein strahlender, in ausschweifendem Luxus ausgeschmückter Christbaum den Raum, sondern oft genug beleuchtet ein armseliges Lämpchen düster und traurig soziales Elend in seiner grausigsten Gestalt. Auch in vieler Eisenbahner Häuslichkeit wollten Glück und Frieden nicht einziehen. Die Tage der Remuneration oder zu deutsch: „der Belohnungen für außerordentliche Pflichterfüllung, besonderen Diensteifer und auszeichnende Dienstleistungen" sind auch glücklich überstanden. Nach dem Grundsatz: „Wer viel hat, dem wird noch mehr gegeben, aber wer wenig hat, dem wird auch noch das Wenige genommen", hat man auch diesmal wieder die Eisenbahner bedacht. Besser bezahlte Beamte haben reichlich bemessene Gratificationen bekommen, den Eisenbahnarbeitern aber hat man stellenweise ein Weihnachtsgeschenk in Gestalt von Petitionsablehnungen, Lohnabzügen und Dienstverlängerung." — Davon ist natürlich kein Wort wahr, daß gerade zu Weihnachten Lohnabzüge u. s. w. stattgefunden haben. Aber es muß auf jeden Fall gehetzt werden.

* **Berlin**, 4. Januar. Die „Kreuzztg." richtet wieder einmal in einem Leitartikel einen Appell an den Bund der Landwirthe, eine „scharfe Parole" auszugeben für die Frage, wie die Leitung des Bundes bei den Reichstagswahlen sich verhalten werde, wenn der conservative Besitzstand durch antisemitische Einbrüche gefährdet wird. Dabei polemisirt das conservative Blatt gegen die „Deutsche Tagesztg." u. A. folgendermaßen:

„Wenn die „Deutsche Tageszeitung" die Stellung dieser Frage für „unnöthig" und für „wenig opportun" hält, da die Antwort darauf „längst (!) durch die bezüglichen Grundsätze des Bundes der Landwirthe gegeben und von ihr (der „Deutschen Tagesz.") schon des Oefteren in einer Weise umschrieben worden sei, die auch den Beifall der „Kreuzzeitung" gefunden habe", so sind wir doch anderer Meinung. „Inopportun" ist jedenfalls für die conservative Partei die Fragestellung nicht, und wir vermögen auch nicht einzusehen, wie sie es für den Bund der Landwirthe sein sollte, wenn man dort — was wir keinesfalls annehmen — nicht einer klaren Antwort auszuweichen die Absicht hätte. Daß eine Antwort, wie sie erforderlich ist, bereits gegeben sei, müssen wir unbedingt be-

# Feuilleton.

## Skizzen aus Schantung.

Von Karl Theodor Machert.

Nachdruck verboten.

Schantung — vor wenigen Wochen noch ein nur den Geographen bekannter Name — ist seit der Besetzung von Kiautschau durch die Deutschen ein Land geworden, auf das sich die Aufmerksamkeit der ganzen Welt richtet, das den Gegenstand von Plänen und Sorgen, von Hoffnungen und Träumen bildet. Wie sich aber auch seine Zukunft gestalten möge, so bietet es jedenfalls an sich soviel des Interessanten, daß es sich schon darum lohnt, sich einmal mit ihm zu beschäftigen. Seit Marco Polo zuerst Schantung betreten hat, sind fabelhafte Gerüchte über seinen Reichthum verbreitet worden, und selbst in den Ruf eines Goldlandes haben es die Jesuitenpatres gebracht. Zuverlässige Kunde über das Land verdanken wir nächst den Engländern Williamson und Martham erst unserem Landsmanne, dem großen Chinareisenden Freiherrn von Richthofen, jetzigen Präsidenten der Geographischen Gesellschaft in Berlin. Er hat vor Allem die Thatsache klar gestellt, daß in dem großen wunderlichen Reiche des Ostens gerade Schantung eine historisch wie geographisch besonders merkwürdige Stellung einnimmt.

In vorgeschichtlichen Zeiten bildete das Bergland von Schantung eine Insel, die erst allmählich durch Schwemmland an die im Norden angrenzende große Ebene von Peking anwuchs. Wie eine Burg überragt es diese Ebene, und dieser Umstand wurde auch geschichtlich von großer Bedeutung. Denn als das Volk, dem China seine Cultur verdankt, von Westen, von der Provinz Schensi her, nach der Küste zudrängte, fand es in den Bergen von Schantung einen festen Posten, von dem aus es die Eroberung der großen Ebene des Nordens unternehmen konnte. So drangen die Eroberer hier ein, lehrten die hier ansässigen Stämme der Lai und der Niau den Ackerbau, machten durch Eindämmung der durch ihre Ueberschwemmungen furchtbaren Ströme die Niederung erst anbaufähig und breiteten sich dann von Schantung aus nach Norden und nach Süden aus. So ist diese Provinz in der entscheidenden Epoche der Geschicke Chinas zum Angelpuncte und zugleich zum Bindegliede des Nordens und des Südens der Küstenländer geworden.

Als ein Bindeglied zwischen dem ethnographisch und landschaftlich so verschiedenen Süden und Norden steht Schantung auch heute noch da. Obwohl es seinem Charakter nach wesentlich der Gruppe der nördlichen Provinzen zugehört, hat es doch den Reis und den Seidenbau — nicht aber den Theestrauch — des Südens. Die Reiscultur hat ihre Hauptsitze in den dem Gebirge im Westen und Süden vorgelagerten Ebenen; der Seidenbau wird dadurch erschwert, daß der Maulbeerbaum in Schantung im Ganzen keinen günstigen Boden zu finden scheint. Die Seide von Schantung ist zwar fest, aber von unzuverlässiger Farbe und ohne Glanz. Sie wird daher von den Händlern für den Export wenig begehrt und findet ihr Absatzgebiet ganz wesentlich in Nord-China, wo ja die Seide sonst überhaupt nicht erzeugt wird.

Ein weiterer Unterschied Schantungs von den anderen nordchinesischen Provinzen liegt darin, daß es sie an Reichthum der Bodenerzeugnisse bei Weitem übertrifft. Von Schantungs Reichthum haben, wie bemerkt, die Jesuiten wahre Hymnen gesungen. Reis, Hirse, Weizen, Gerste, Bohnen, Geflügel, Wild, Fische u. s. w. hätte, so erzählten sie, die Provinz in unsäglicher Menge, Obst aller Art, wie Birnen, Kastanien, Pfirsiche, Pflaumen, Nüsse, Feigen u. s. w., sei in solchem Ueberflusse vorhanden, daß hier das wohlfeilste Leben stattfinde. Liegt nun in diesen Berichten ein gut Theil Uebertreibung, so ist doch so viel wahr, daß in Schantung nicht allein der Obst- und Gemüsebau von besonderer Bedeutung ist, sondern auch, daß sich das Land überhaupt durch ungewöhnlich sorgsamen Anbau auszeichnet. In wunderlichem Gegensatze stehen hier Höhen und Thäler. Die Berge und Hügel sind starr und kahl, die Thalgründe sind von einem Ackerbau besetzt, dessen Leistungen in ganz China unübertroffen sind. Sie sind in kleine Stücke parzellirt und jedes von ihnen wird von einer Familie, deren Mitglieder sich fleißig bei der Arbeit unterstützen, wie ein Garten gepflegt. So hoch es die Bewässerungsverhältnisse nur irgend erlauben, zieht sich diese sorgfältige Cultur an den Hängen hinauf. Unschwer erkennt man überall, daß man sich in einem Lande alter Cultur und Tradition befindet. Und dennoch können die Jahrtausende alten Erfahrungen nicht einen verhängnißvollen Raubbau verhindern. Dieser Raubbau bezieht sich auf das Heizungsmaterial, das bei dem hier theilweise rauheren Klima ein dringendes Bedürfniß ist. Um es zu erreichen, wird an vielen Stellen mit einer besonderen, aus dem Süden eingeführten Harke das Erdreich, wo es nicht künstlich angebaut ist, aufgewühlt und der Grassteppich mit den Wurzeln ausgerissen, um so ein vegetabilisches Heizungsmaterial zu erlangen. „Mit Neid wird derjenige betrachtet, dem es glückt, bei diesem Vernichtungswerk alle Wurzelfäden von Bäumen, aber Sträuchern aufzufinden. Dann wird der Boden aufgehackt und man zieht jene bis auf ihre letzten Fasern heraus." Da dann der nächste Regen einen Theil des so gelockerten Erdreichs wegspült, so hält es Richthofen für wahrscheinlich, daß die Fläche, wo das Gestein nackt zu Tage tritt, alljährlich wächst.

Und dies Verfahren wird in einem Lande geübt, das neben verschiedenen kleineren vier große Kohlenfelder besitzt, die meist ohne besondere Mühe vorzügliches Brennmaterial liefern! Aber in Folge der Unzugänglichkeit der Verkehrsmittel kommt nur der Nachbarschaft der Kohlendistricte dieses Brennmaterial zu Gute. Die mineralischen Reichthümer, die frühere Reisende Schantung angefabelt haben, sind in Wahrheit bescheiden. Gold findet sich in sehr unbedeutenden Quantitäten im Schwemmlande, und nie war wohl ein Goldfieber weniger berechtigt, als das Schantung geltende im Jahre 1868. Eisenerz birgt der Boden allerdings, doch ist es bisher kein Gegenstand des Bergbaues geworden. In seinen Kohlenlagern hingegen besitzt Schantung in der That einen großen Schatz, der voll erst zur Geltung kommen wird, wenn das Land durch neue Verkehrswege erschlossen sein wird. „Nie war ein Land geeigneter für Eisenbahnen, als Schantung, und keine Provinz Chinas bedarf ihrer mehr", — so hat J. Martham schon 1869 geurtheilt. Das Alter dieser Cultur hat eben auch hier den dem heutigen China eigenthümlichen Verfall nicht verhindern können. Die Landstraßen, die noch jetzt Spuren ihrer ursprünglich vorzüglichen Arbeit zeigen, sind heute für ein anderes Gefährt, als den landesüblichen Karren kaum passirbar. Einst prächtige Brücken sind verfallen und durch dürftige und gefährliche Roth-Stege aus Kaulliang-Stengeln, die mit Lärchenholz gedeckt sind, ersetzt.

Trotz dieser unverkennbaren Spuren des Verfalls macht Schantung auf den Reisenden noch heute vielfach einen sehr vortheilhaften Eindruck. Einzelne Theile des Landes sind überaus dicht bevölkert; es mögen da etwa 15 000 Menschen auf die Quadratmeile kommen. Das gilt besonders für die den Norden der Provinz bildende Ebene, die sich unabsehbar weit völlig flach erstreckt, dicht bebaut und mit Dörfern und Städten eng besetzt ist. Diese Ebene ist es, die dem von Norden her eintretenden, den Kaisercanal benutzenden Reisenden die Fahrt ungemein reizlos gestaltet. Keine noch so geringe Erhöhung belebt die unendliche Fläche und es ist eine Erlösung, wenn am Horizonte die ersten Gipfel des Berglandes erscheinen. Auch das geniale Werk des den Süden und den Norden des Reiches verbindenden Kaisercanals ist von Schantung aus in Angriff genommen worden. Hier erreicht er seine Paßhöhe, von der aus allein die Conception des großartigen Baues möglich war, der noch heut den Hauptverkehrs- und Handelsweg der Provinz bildet.

Die Bevölkerung von Schantung, die sich im Ganzen auf etwa 30 Millionen belaufen mag, trägt einen scharf ausgeprägten eigenen Charakter. Als Richthofen den Westen her das Land betrat, fiel ihm die Reinlichkeit, Ordnungsliebe und Cultur der Schantungleute im Vergleiche zu der beteilhaften und schmutzigen Bevölkerung von Kiangsu sofort auf. Und diese Eigenschaften kennzeichnen die Bewohner der ganzen Provinz. Aus der Verschmelzung der alten hier ansässigen Stämme und des erobernden Volkes hervorgegangen, zeigen sie im Allgemeinen eine hohe, schlanke Figur, eine dunklere Hautfarbe und weniger schräg gestellte Augen, als die Chinesen des Südens. Sie sind ihrem Charakter nach nicht Handelsleute, sondern Ackerbauer; den Auswanderern aus Schantung dankt auch die Mandschurei die Urbarmachung und Bebauung großer Strecken. Im Allgemeinen neigen sie aber dazu, im Lande zu bleiben, wo sie fleißig arbeiten und in festen Häusern von größerer Gediegenheit und Gefälligkeit, als in China im Allgemeinen üblich ist, wohnen. Die Familien halten treu zusammen und oft sieht man alle ihre Angehörigen gemeinsam auf dem Felde arbeiten. Auch in der Gemeinde scheint ein gewisser Sinn für die Zusammengehörigkeit zu leben; wenigstens ist beobachtet worden, daß in ihren Dörfern sich zumeist ein Platz mit Steinsitzen unter hohen Bäumen findet, wo die Männer des Abends sich mit ihrer Tabakspfeife zur Berathung einfinden. Die Schantunger sind im Allgemeinen geistig regsam und stellen einen großen Bestandtheil zur Beamtenschaft und zur Gelehrtenwelt. In der Kunst aber haben sie wenig geleistet, und außer der in der Nähe der Kohlenfelder entstandenen Töpferei und Glaswaarenfabrikation werden sich wenig einheimische Industrien finden. Der Boden und sein Ertrag sind hier in der Hauptsache Alles.

Vergleichen wir die Eigenart der Bewohner von Schantung mit denen der anderen chinesischen Stämme, so zeigen sie eine geistige Ueberlegenheit, die sie sofort als ein altes Culturvolk charakterisirt. Zu dieser Ueberlegenheit mag auch das Gefühl beitragen, daß Confucius, der große Heilige und Reformator der Chinesen, ihr Landsmann ist. Bei Kio-fu-hsien soll er in einer Höhle das Licht der Welt erblickt haben, in dieser Stadt wohnt sein Geschlecht, dem sich acht von zehn ihrer Bewohner beizählen. Ihnen ist das Amt des Stadtoberhauptes erblich überlassen, und im Range von Herzögen, nur den kaiserlichen Prinzen nachstehend, lebt hier seine unmittelbare Nachkommenschaft. Große Tempel — Tempel sind sonst in Schantung auffallend spärlich — ehren in und bei Kio-fu des Philosophen Andenken und eine 12 (engl.) Fuß hohe Statue zeigt ihn als einen starken wohlbeleibten Mann mit einem schönen großen Gesichte. Und noch ein anderes berühmtes religiöses Heiligthum ziert Schantung: der Thai-schan bei Thai-ngan-fu, einer der fünf heiligen Opferberge der Chinesen. Er ist 5000 (engl.) Fuß hoch, wild und rauh, der Aufstieg ist vergeblich versucht worden; auch Confucius kam nur bis zur halben Höhe, wo ein Tempel den Punct bezeichnet. Ein anderer Tempel befindet sich auf der Höhe; er ist der „Heiligen Mutter", der „Königin des Himmels" geweiht; kinderlose Frauen suchen ihn gern auf und opfern hier, um Erhörung ihrer Wünsche flehend, ein Scherflein. Es ist wohl nicht unzweifelhaft, daß die Heiligkeit des Thaischan einen Rest des alten Höhencultus der Chinesen darstellt, wie denn die fünf Opferberge nur aus einer Anzahl anderer Berge als besonders heilig in alter Zeit ausgewählt worden sind.

So ist Schantung in geschichtlicher wie in religiöser Hinsicht so recht das Herzland von China. Von hier empfing der Norden den Ackerbau, von hier der Süden die große Verbindung mit den Hoangho-Ländern, von hier ganz China seine Religion und Sittenlehre. Obwohl nicht das Eldorado, als das es einst gerühmt wurde, ist es doch reich an Bodenschätzen aller Art, und wenn eine neue kräftige Cultur diesen alten Culturboden wieder düngt und bebaut, wenn das Land dem allgemeinen Verfalle Chinas entrissen wird, so hat es sicher noch eine große Zukunft.

SLUB
Wir führen Wissen.